

Seit alters her machen sich Menschen ein Bild von Gott. Sie haben das Bedürfnis zu begreifen, wer Gott ist, wie und wo man Gott begegnen kann. Das Bedürfnis ist menschlich. Wichtig bleibt sich zu vergegenwärtigen, dass die Gottesbilder sich mit den gesellschaftlichen Veränderungen wandeln und Gott immer mehr ist als all die Bilder, die Menschen von ihm entwerfen können.

**Klaus
Eulenberger**

Gottesbilder wandeln sich

„Gottesbilder sind Projektionen. Menschen werfen ihre Wünsche, Sehnsüchte, Erwartungen, aber auch Ängste und Enttäuschungen auf jenen transzendenten, also ‚jenseitigen‘ und absoluten Urgrund, der gemeinhin Gott genannt wird. Gott ist in den Vorstellungen der Menschen dann Richter oder Herr, Vater oder Mutter, allumfassende Liebe, die reine (Lebens-)energie, der Schöpfer oder die Schöpferin des Lebens.“

Diese Aufzählung von Hartmut Meesmann, Journalist und Teilnehmer einer Tagung, die sich mit dem fortwährenden Wandel der Gottesvorstellungen beschäftigte, ist keineswegs erschöpfend; jeder, der sich ein wenig auf dem gegenwärtigen religiösen „Markt“ auskennt, weiß das.

Die folgende Auswahl der Gottesbilder, die in den vergangenen Jahrzehnten Bedeutung erlangt haben, ist subjektiv und beinahe beliebig. Sie beginnt mit einigen Sätzen aus einem Brief, den der Theologe Karl Barth, schon über 80jährig, an seinen eher noch berühmteren Zeitgenossen Carl Zuckmayer schrieb.

Beide verband eine „späte Freundschaft“. Karl Barth ist im Dezember 1968, anderthalb Jahre nach dem Kennenlernen der beiden, gestorben. Man kann sich unterschiedlichere Temperamente als diese zwei alten Männer (die beide erklärte und verfolgte Gegner des Hitler-Reiches gewesen sind) nur schwer vorstellen. Der eine ein vitaler, sinnlicher Christ und Poet, zu derben Späßen ebenso fähig wie zu ganz leisen Tönen, – der andere ein Gelehrter, der Jahrzehnte lang an ellen-

langen Sätzen gefeilt und schwere Bücher über die kirchliche Dogmatik damit gefüllt hatte, auch er zum Entzücken über das Lebendige durchaus fähig, aber ungleich verhaltener als der rheinische Dichter. So vorsichtig ist dann auch eine Passage in dem Brief formuliert, den Karl Barth am 12. September 1967 an Zuckmayer schrieb. Er bezog sich darin auf ein Gespräch, das die beiden einige Wochen zuvor bei ihrer ersten persönlichen Begegnung geführt hatten:

„Ich möchte eine Frage aufwerfen, die mich damals leise beunruhigt hat. Sie deuteten damals hin auf eine Ihnen gegebene Möglichkeit, Gott auch angesichts, ja, in Gestalt der Rinde eines (ich weiß nicht mehr, welches) alpinen Baumes anzubeten. Gott in jener Baumrinde – gut, ich gehe mit. Aber Gott in jener Baumrinde ist Gott der Schöpfer. Und nun muss ich doch sagen, dass allein Gott der Versöhner angebetet werden kann: der in Jesus Christus allein wahrhafte, handelnde und redende Gott, der die von ihm abgefallene, ja gegen ihn streitende Schöpfung mit sich versöhnt. Anbetung gebührt nur Gott in seinem lebendigen, durch die Heilige Schrift bezeugten Wort beziehungsweise für Sie als Katholik: ihm speziell in seiner Gegenwart im eucharistischen Opfer – Gott in der Baumrinde doch wohl nur inklusive, indirekt, mittelbar“¹

Wie und wo erfährt man etwas über Gott?

Barth ist „leise beunruhigt“, denn hier geht es um eines der großen Themen seiner Theologie – und des Glaubens überhaupt. Wie und

*In der Musik, im Meer, in einer Blume,
in einem Blatt, in freundlichen
Handlungen... kann ich erkennen,
was die Menschen darin als Gott
bezeichnen*

Pablo Casals

zit. in: David Blum, Casals and the Art of
Interpretation, Berkeley 1980, S.208

wo erfährt man etwas über Gott? – das ist die Frage. Der Dichter Zuckmayer, von früh auf für die Erscheinungen der Natur überaus empfänglich, „sieht“ ihn dort überall {und ist sich darin mit vielen religiös empfindenden Menschen bis heute einig}; er könnte mit „dem glücklichen Bauern“ in Matthias Claudius' gleichnamigem Gedicht sagen: „Man trifft Gott gleichsam auf der Tat - mit Segen in der Hand“. Dem Dogmatiker Barth ist solche „natürliche Theologie“ eigentlich ein Gräuel. „Gott in jener Baumrinde – gut, ich gehe mit“, schreibt er höflich und schränkt bald wieder ein: „doch wohl nur inklusive, indirekt, mittelbar.“ Wer unmittelbar den Gott erkennen will, an den die Christen glauben, muss sich an Jesus Christus halten: In ihm allein „handelt und redet“ Gott wahrhaft.

Die beiden Gottesbilder sind so verschieden wie die beiden alten Männer. Der eine, der Dichter, entdeckt Gott im uralten Gestein und in den Bergwäldern, Wasser und Wind werden ihm zum Hinweis auf den Schöpfer, dessen Stimme sich im anrührenden Gesang der Vögel ebenso zu erkennen gibt wie im Toben der Elemente im Gewitter oder bei einem Erdbeben. Der andere, der Dogmatiker, liest Gott aus der Schrift heraus, und wenn er sagt „die Schrift“, dann meint er die Bibel, genauer: das Neue Testament. Und nur sofern die Kirche der Ort ist, an dem die Schrift gehört, ausgelegt und – im Abendmahl etwa – „inszeniert“ wird, lässt sich in der Kirche so etwas wie *Gotteserfahrung* gewinnen: Auch

dies eine Kategorie, mit der Karl Barth sonst nichts im Sinn gehabt hätte. Mit Zuckmayers Auffassung werden viele übereinstimmen, die ähnlich denken und empfinden wie er. Aber auch die strenge Auffassung des Theologen Karl Barth ist durch den Gang der Dinge nicht einfach überholt. Es gibt gute Gründe, die „natürliche Theologie“ zu kritisieren.

Der Gott der Natur bleibt undeutlich

„Vielleicht kann man aus der Natur tatsächlich einen Urheber herauslesen. Aber was nützt das? Der Gott der Natur ist undeutlich. In ihm kann man nicht den erkennen, der das geknickte Rohr aufrichtet und das verwundete Leben heilt. Der Gott der Natur ist von kalter Schönheit und er tritt aus seiner Rätselhaftigkeit und Zweideutigkeit nur selten heraus.“

Diese Kritik des Theologen Fulbert Steffensky klingt weniger streng als bei Karl Barth. Auch er sucht das Bild Gottes nicht in der Natur „an sich“, sondern in der Bibel, die aber ihrerseits voll ist von Anspielungen auf das „Welthaus“, die Schöpfung: „Nicht die Natur lehrt uns glauben. Sie ist zu zweideutig. Aber sie lehrt uns die Langsamkeit schätzen, die Geduld; sie sagt uns, was Wachsen heißt; sie lehrt uns Vergänglichkeit; sie lehrt uns, zu schauen und nicht nur uns selbst zu beäugen.“²

In dieser Deutung Steffenskys verbündet sich die Natur mit den biblischen Geschichten: Wer wollte die Gleichnisse Jesu verstehen, wenn er noch nie darauf gewartet hat, dass sich an einem jungen Obstbaum endlich die ersten Blüten zeigen? Aber nicht die Natur ist es eigentlich, die auf die Spur Gottes führt. Der Theologe weist auf einen dritten Ort der Begegnung mit Gott hin:

„Unsere Tradition nennt den Menschen selbst unsere versteckte Gotteserfahrung. Im Matthäusevangelium, Kapitel 25, wird in großer Kühnheit behauptet, dass Christus selbst gespeist und getränkt werde, beherbergt, bekleidet und besucht werde durch die Tröstung seiner Armen. Dies ist eine mysti-

sche Geschichte der Anwesenheit Gottes in den Menschen und den Armen.“

Hier wird nun ein drittes Gottesbild sichtbar: eines, das sich weder an der Natur noch (wie Theologen sagen) an der *Offenbarung* Gottes in „der Schrift“ (oder: in Jesus Christus) orientiert, sondern an den Menschen. Gott erscheint in ihr als ein Bedürftiger, weit entfernt davon, der allmächtige Beherrscher des Alls zu sein oder (um ein anderes klassisches Gottesbild zu zitieren) der *unbewegte Beweger* (Aristoteles).

Gott wurde zu einer Autorität, die zum Aufbruch rief

Anfang der siebziger Jahre, als viele – auch in der Kirche – von der Überzeugung beflügelt waren, die Wirklichkeit müsse sich ganz anders gestalten lassen als so, wie man sie vorfand: gerechter, humaner, durchlässiger, kursierte eine zuvor unbekannte „Basisbibel“, in der ausgewählte, für die Veränderung aller Dinge tauglich erachtete Passagen der Bibel neu übersetzt und unter verschiedenen Überschriften zusammengestellt waren, nach dem Motto: Passt euch nicht den herrschenden Verhältnissen an. „Gott in euch ist größer als die Macht der Verhältnisse über euch.“ In diesen Jahren machte eine kleine biblische Szene Karriere, die auch vorher schon ihre Bedeutung gehabt hatte, die nun aber plötzlich das Konzentrat der gesamten biblischen Überlieferung zu sein schien: jene Geschichte, in der Abraham, der spätere „Erzvater“ Israels, einen Ruf Gottes empfängt:

„Er sprach zu Abraham: Geh fort aus deinem Land, fort aus deiner Verwandtschaft fort von deines Vaters Haus, zieh in das Land,

„Geist Gottes über den Wassern“ – Holzschnitt von Christian Rohlf

Foto: Hans Lachmann

das ich dir zeigen werde. Ich will dich zu einem großen Volk machen und will dich segnen und will dich groß machen, und du selbst sollst Segen sein“ (1. Mose 12, 1-2). Sie sprach alle an, die entschlossen waren, nicht mehr alles so hinzunehmen, wie es war.

Vorher, in den Nachkriegsjahrzehnten, war „Gott“ fast so etwas wie der Name des obersten Restaurators gewesen: Alles sollte nach dem großen „Zusammenbruch“ wieder „in Ordnung gebracht“ werden, des Vergangenen wurde nicht mehr (oder nur zurückhaltend) gedacht, die gesellschaftliche Hierarchie wurde neu etabliert (aber sie war der alten zum Verwechseln ähnlich), und die Heranwachsenden wurden auf die Werte und Normen der Väter (nicht der Mütter; die hat-

ten keine eigenen) verpflichtet. Es war kein Problem gewesen „Gott“ in diesen Wiederaufbau zu integrieren. Zu Beginn der siebziger Jahre wurden auch die Kirchen von einem Aufbruchs-Virus angesteckt. Gott war nicht mehr der oberste Konservator, sondern jene Autorität, die Menschen herausrief aus den bestehenden Verhältnissen, in ein Land, in dem noch niemand war und wovon noch niemand wusste, wie es dort sein würde; es war Zukunftsland. *Exodus*, Auszug - das wurde ein Schlüsselwort für die Theologie, und Gott war derjenige, der nicht nur Einzelne wie Abraham, sondern ein ganzes Volk aus der Sklaverei des Gegebenen befreien und durch die Wüste des Kampfes in das Land der Freiheit für alle führen wollte.

„Der Liebhaber des Lebens“

Etwa fünfzehn Jahre später bekommt Gott einen anderen Namen: Er wird nun gern der *Liebhaber des Lebens* genannt. Es ist die Zeit, in der viel von der „bedrohten Schöpfung“ die Rede ist und der sogenannte Schöpfungsauftrag der Bibel in Frage gestellt wird.

In den frühen 80er Jahren war täglich vom *Artensterben* zu lesen, von Tierversuchen, Massentierhaltung und davon, dass allmählich das ganze Land zubetoniert werde.

Da bringt sich eine andere biblische Erinnerung aus dem Buch der Weisheit ins Spiel: „Du liebst alles, was ist. und verabscheust nichts von dem, was du gemacht hast; denn du hast ja nichts bereitet, gegen das du Hass gehabt hättest. Du schonst aber alles; denn es gehört dir. Herr, du Liebhaber des Lebens, und dein unvergänglicher Geist ist in allem“ (Weisheit 11,24-12,1).

Wie könnten Christen zu anderem berufen sein als dazu, im Sinn dieses Gottes zu handeln und selbst *Liebhaber des Lebens* zu werden, des Lebens der Menschen, der Pflanzen und der Tiere, ja der gesamten Schöpfung? Aber die Natur ist nun nicht nur das Objekt ökologischer Fürsorglichkeit, die religiös motiviert ist, sie stellt auch die Bilder bereit, in denen Menschen sich selbst und ihr Verhältnis zu Gott ausdrücken. Wenn zum Beispiel Frauen ihren Glauben und ihre religiöse

Sprache bewusst im Kontrast zu männlicher Theologie formulieren:

„Geist Gottes, hilf unserer Schwachheit auf ... Warmer Frühlingshauch, lass den eisigen Winter vergehn, linde Lüfte, lasst Blütenstaub wehn, unsere Hoffungsblüten zu befruchten. Komm als Sturmwind, der morsche Äste abbricht, komm auch als sanfte Brise, die Kühlung verspricht...“³

Wie weit diese Sprache von der des Aufbruchs zwei Jahrzehnte zuvor entfernt ist, das merkt man auch daran, dass sie ganz nach innen gekehrt ist. Wer Gott so anredet, scheint weniger um den Zustand der Welt besorgt zu sein als um sich selbst, verwendet jedenfalls viel Sorgfalt auf die Wahrnehmung des Eigenen. In einem anderen Gebet heißt es: „Komm heiliger Geist, stille meine Stürme ... berühre mich mit deinem Atem und bringe mich auf den Weg zu mir selbst. Mein Weg zu dir ist mein Weg zu mir selbst.“⁴

Manchmal scheint es, als seien Gott und das eigene Ich überhaupt nicht mehr zu unterscheiden. Im eigenen Selbst, sofern es befreit ist von störenden, hemmenden, ablenkenden Einflüssen, bringt sich die Stimme Gottes zu Gehör. Dieses Gottesbild erregt meinen heftigen Widerspruch. An dieser Stelle komme ich auf die anfangs erwähnte Tagung zurück, die sich mit dem Wandel der Gottesbilder beschäftigt hat: Dort kam der Theologe und Psychoanalytiker Klaus Winkler aus Bethel auf das „Zeitalter des Narzissmus“ zu sprechen. Seiner Erfahrung nach hatte die „Selbstverliebtheit“ in unserer Gesellschaft zugenommen (wie bei jenem Narziss, dem Jüngling des griechischen Mythos, der es nicht lassen konnte, sein eigenes Bild im Spiegel einer Wasserquelle zu betrachten).

Gottesbilder werden zu Spiegeln der eigenen Größe

„Größenphantasien und hohe Ansprüche an die eigene Selbstverwirklichung“ stünden bei vielen Menschen im Vordergrund. „Bei Narzissten“, so der Psychoanalytiker, falle „das Gottesbild mit dem Selbstbild zusammen: Gottesbilder werden zu Spiegeln der eigenen Größe, sie dienen lediglich zur

Selbstbespiegelung“. Eine Aussage wie beispielsweise: „Gott glaubt an mich“ müsse dann so gelesen werden: „Ich glaube an mich im Namen Gottes“. Gott wird zur Funktion der eigenen Größenphantasie. Erfüllt Gott dann diese Funktion nicht mehr, „werde er gar als Konkurrent erlebt,“ dann müsse er „eben abgeschafft werden“.⁵

Man sollte Analysen wie dieser, wir lebten in einem „Zeitalter des Narzissmus“, wohl immer mit einer gewissen Skepsis begegnen; sie beschreiben nie die ganze Wirklichkeit. Und doch: Es ist eine Veränderung eingetreten, die ohne diesen Hinweis auf die zunehmende Selbstverliebtheit kaum zu erklären wäre. *Gott ist doch nicht größer als ich!* – so könnte man diese Einstellung zusammenfassen. Auf einen solchen Gedanken wären freilich die, die vor uns waren, nie gekommen. Aber vielleicht liegt er nur in der Konsequenz einer Entscheidung, die Gott selbst getroffen hat. Man könnte ihn beinahe fragen: Hast du es denn nicht kommen sehen? Wenn Gott zurückfragte: Wie meinst du das?, so könnten wir antworten: Du hast dein Gesicht verloren. Ganz im Anfang schon, als du es den Menschen gabst. Als du gesagt hast: „Lasst uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei.“ Und erst recht, als du dich entschlossen hast, Mensch zu werden. Was hast du erwartet? Du bist doch in unser Fleisch und Blut, in unsere Seelen- und Triebkräfte, unsere Gedanken und Gefühle eingegangen. Wir sind die Häuser, in denen du wohnst; du wolltest es so.

Es ist wahr, könnte Gott erwidern; ich wollte eure Wege gehen. eure Tränen weinen und eure Tode sterben. Ich dachte aber nicht, dass ich dabei so in euch aufgehen würde, dass ich nur noch *in* euch, nicht mehr außerhalb eurer selbst, nicht mehr euch gegenüber erschiene. Konntet ihr nicht ein wenig kritischer sein euch selbst gegenüber, so wie ihr es mir gegenüber seid? Ihr seid so vielen Gottesbildern aufgesessen, von denen ihr nun wisst oder denkt, dass sie verkehrt waren. Ist es nicht an der Zeit, den Zweifel zu achten, der euch sagt, dass alle Bilder falsch sein können?

Und könnte es nicht sein, dass alle Bilder, die ihr euch je von mir macht, mich nicht erschöpfen? Dass ich bin, wenn sie alle vergangen sind?

Klaus Eulenberger
Friedenstr. 14, 25462 Rellingen.

Der Autor ist als Mentor am Predigerseminar für die Ausbildung von Pastorinnen und Pastoren zuständig.

Dieser Artikel ist die überarbeitete Fassung eines Hörfunkbeitrages der Sendereihe „Glaubenssachen“, der am 19. Mai 1997 vom Norddeutschen Rundfunk gesendet wurde.

Anmerkungen

- ¹ in: Späte Freundschaft, Carl Zuckmayer/Karl Barth in Briefen, Zürich 1977, S. 23f.
- ² Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, Nr. 18, 2.5.1997, S.20
- ³ in: H. Rosenstock, H. Köhler, Du, Gott, Freundin der Menschen, Stuttgart 1991, S.86
- ⁴ in: E. Domay, J. Frank(Hg.), Arbeitsbuch Gebete, Gütersloh 1994, S. 55
- ⁵ Klaus Winkler, in: Publik Forum, Nr. 21, 8.11.1996, S. 27

weihnacht

damals

als gott

im schrei der geburt

die gottesbilder zerschlug

und

zwischen marias schenkeln

runzelig rot

das kind lag

Kurt Marti

aus: „geduld und revolte – die gedichte am rand“, Radius Verlag, Stuttgart 1995, Seite 8